

Sozialtheoretischer Zwischenruf

Leben wir noch in einer Klassengesellschaft?

Angesichts der internationalen Finanzmarktkrise überbieten sich manche Medien darin, das Ende des Kapitalismus an die Wand zu malen. Andere Kommentatoren sehen darin eine periodische Krise, die gerade die Lebensfähigkeit des Kapitalismus beweist. Auch die Diskussionen um Heuschrecken, Unterschichten und ein ungerechtes Bildungssystem sind noch in bester Erinnerung. Da liegt die Frage nahe, ob wir noch immer in einer Klassengesellschaft leben.



Die Frage nach der Klassengesellschaft ist eine interessante Herausforderung, denn sowohl ein Ja als auch ein Nein bringen jeden Sozialwissenschaftler in ein Dilemma: Wenn ich ja sage, würde ich mit einem simplen Wort kluge soziologische Gesellschaftsdiagnosen aus den sechs vergangenen Jahrzehnten beiseitefegen. Ich würde leugnen, „auf den Schultern von Riesen“ (Robert K. Merton) zu stehen. Wenn ich stattdessen nein sage, negiere ich die vorherigen 150 Jahre soziologischen, staatsphilosophischen und ökonomischen Denkens. Mit anderen Worten, die älteren Riesen, auf deren Schultern die jüngeren Riesen stehen – auf denen ich wiederum stehe.

Was bleibt mir also übrig, als zunächst das zu umreißen, worum es mit der Frage nach der Klassengesellschaft geht und ging. Hätte man Adam Smith, Karl Marx oder Francois Quesnay, den Wissenschaftler und Leibarzt Ludwig des XV., gefragt, dann hätten sie sicherlich ja gesagt. Wenn man einen heutigen Akademiker fragt, fordert der einen wahrscheinlich auf, erst einmal zu beschreiben, was man unter dem Klassenbegriff versteht. Und dies nicht ohne Grund. Denn der Klassenbegriff ist einer der schillerndsten Begriffe des Denkens über Gesellschaft – und überdies hoch politisch. Den Klassenbegriff zu benutzen, ohne über seine theoretischen und politischen Konnotationen nachzudenken, ist höchst riskant. Daher zunächst einige Überlegungen zur politischen Seite des Klassenbegriffs.

Der Klassenbegriff ist liberal, weil er dem geburtsrechtlichen Standesbegriff der Feudalgesellschaft durch seine Betonung des wirtschaftlichen Handelns und Entschei-

dens der Menschen diametral entgegengesetzt ist (David Ricardo, Jean-Baptiste Say, Adam Smith) – und die Akteure in Gruppen homogener Einkommensarten einteilt. Der Klassenbegriff ist sozialistisch, weil er politische Utopien und Gesellschaftsanalysen der frühen Industriegesellschaft zusammenbindet und soziale Ungleichheit, Machtasymmetrien und „Ausbeutung“ in den Blick nimmt (Karl Marx, Friedrich Engels, August Bebel, Karl Kautsky). Der Klassenbegriff ist konservativ, weil er das wirtschaftliche Handeln der Einzelnen nach der Nützlichkeit für das Staatswesen unterteilt (Francois Quesnay). Wobei die Frage nach der Nützlichkeit der Klassen für die Gesellschaft nur aus heutiger Perspektive konservativ ist. In früheren Zeiten hätte man sie als aufklärerisch-freidenkerisch begriffen, weil sie – denkt man sie weiter – die gottgegebene Ordnung der Ständegesellschaft in Frage stellt.

Die normative Komponente des Klassenbegriffs

Auffällig ist bei jeder politischen und mancher wissenschaftlichen Verwendung des Klassenbegriffs eine deutliche normative Komponente. Ein Sein-Sollen tritt zur Diagnose hinzu und überlagert sie, im Extremfall auch bis zur Unkenntlichkeit. Diese Überlagerung begegnet uns auch in der bundesdeutschen Gegenwart mitunter noch – oder wieder. Wahlweise gilt dabei die bloße Rede von Klassen als Versuch der Gesellschaftsspaltung. Oder die befürchtete Verschärfung sozioökonomischer Ungleichheiten wird als Versuch gedeutet, die Gesellschaft wieder auf das Niveau einer – seit Helmut Schelskys nivellierter Mittelstandsge-

sellschaft der 1950er Jahre – überwunden geglaubten Klassengesellschaft zurückzuführen.

Mit der Verstärkung der normativen Konnotationen wird der Klassenbegriff jedoch mitunter statisch, etwa weil er sozialen Wandel nur als Abfolge sozialhistorischer Großformationen fasst (Friedrich Engels) oder ihn von der empirisch-analytischen Kategorie zum Staatsideal erhebt, wie dies im sogenannten „Realen Sozialismus“ geschah. Der Klassenbegriff kann ohne seine normative Überhöhung jedoch äußerst dynamisch sein: ob es sich um die begriffliche Fassung von sozialem Auf- und Abstieg im englischen niedrigeren Adel als Entstehungsbedingung des besitzenden Bürgertums handelt (Eric Hobsbawm), um die langsame Entwicklung der Lohnarbeit in der spätmittelalterlichen Gesellschaft (Fernand Braudel), um den Aufstieg und Fall der Mittelklassen zwischen 1945 und 1985 (Erik Olin Wright) oder als Hintergrund zur Dynamisierung der Sozialstrukturanalyse (Ralf Dahrendorf). Er dient da, wo man ihn unideologisch benutzt, zu inspirierenden Analysen der Gegenwart und der Vergangenheit; jedenfalls hat Anthony Giddens' Theorie der Strukturierung viel von der Dialektik des frühen Marx – die Menschen machen ihre Verhältnisse, doch sie tun das unter vorgegebenen Bedingungen.

Die nationale und internationale Sicht der Dinge

In Deutschland wird der Klassenbegriff höchst unterschiedlich, immer jedoch emotional verwendet – positiv beispielsweise in der sozialwissenschaftlichen Marx-Euphorie von 1965 bis etwa 1980, negativ etwa in den antikommunistischen restaurativen Adenauer-Jahren der frühen Bundesrepublik. Ein etwas entspannter Umgang damit täte gut. Gesellschaftswissenschaft und Politik in der Bundesrepublik sind mittlerweile erwachsen genug dazu. In den romanischen Ländern hingegen ist sich die sozialwissenschaftliche Community seit Langem halbwegs einig: Klar lebt man in einer Klassengesellschaft, auch wenn seit Pierre Bourdieu der Produktionsmittelbesitz nicht mehr die einzige asymmetrisch verteilte Ressource ist, sondern die Verfügung über Wissen und soziale Beziehungen ebenso wichtig für die Erklärung von Ungleichheit ist. Auch in England spricht man gerne von „class“. Im Falle der „working class“ reicht

der Begriff von einer kulturalistisch verstandenen Arbeiterklasse, der sich ein Großteil der britischen Bevölkerung zu-rechnet, bis zur deutschen „sozialen Schicht“.

Die Klassengesellschaft im Wandel

Nicht nur die Konnotationen des Klassenbegriffs unterscheiden sich also zwischen Ländern und Epochen. Auch die Klassengesellschaft selbst hat sich geändert. Die offensichtliche und krasse Ungleichheit der „Klassen“ in der Frühmoderne ist in der entwickelten Moderne zunächst einer formal-politischen Gleichheit der Bürger in der nivellierten Mittelstandsgesellschaft gewichen. Der Vertrag hat den Konflikt abgelöst. Die spezifischen ökonomischen Nachteile eines Lebens in Lohnarbeit (Claus Offe und Helmut Wiesenthal), einst verbunden mit Machtasymmetrie und Ungleichheit, sind durch ein entwickeltes Korporationen- und Institutionengefüge kompensiert worden. Der Status der Lohnarbeit ist vom klassenspezifischen Sondermerkmal zum allgemeinen Kriterium gesellschaftlicher Teilhabe geworden. Unscharfe und sich wandelnde Schicht- und Milieuzugehörigkeiten „jenseits von Klasse und Stand“ (Ulrich Beck) sind anstelle der Klassenschiffre in den Vordergrund der Sozialstrukturanalyse getreten. Am längst und immer wieder eingeläuteten Ende der Industriegesellschaft nimmt jedoch die Inklusionskraft des „Modells Lohnarbeit“ mehr und mehr ab (Robert Castel); die Soziale Frage hat sich umgekehrt: Nicht mehr die Zugehörigkeit zur Arbeiterklasse – was auch immer das sein mag – konstituiert Unterprivilegierung und Chancenarmut, sondern die Nicht-Zugehörigkeit – zumindest wenn sie länger als ein Jahr andauert. Hartz IV erzeugt dies nicht, sondern macht sichtbar, was Rationalisierung, Wachstumsgrenzen, die nachholende Industrialisierung außerhalb der Ersten Welt und eine defizitäre Bildungspolitik erzeugt haben. Soll man und kann man dies mit dem Klassenbegriff erfassen?

Die Armen als Klasse

Wie bei den spätmittelalterlichen Armen schwankt die Gesellschaft angesichts der Langzeitarbeitslosen zwischen Mitleid und Kriminalisierung, zwischen Alimentierung und Arbeitszwang, zwischen Kommunitarismus und sozialer



Kälte, zwischen Fördern und Fordern von Hilfebedürftigen. Doch sind die Armen eigentlich eine Klasse? Insofern sie vom Besitz und Zugang zu Ressourcen ausgeschlossen sind? Oder indem sie Zugang zu den Leistungen des Wohlfahrtsstaats haben? Max Webers Begriff der Versorgungsklasse könnte angesichts der ansonsten soziodemografisch ausgesprochen heterogenen Unterstützungsempfänger eine analytisch fruchtbare Neuinterpretation erfahren.

Überdies taucht der Klassenbegriff immer wieder als begriffliche Versuchung auf, den Fortbestand von Benachteiligungen über Generationen hinweg zu begreifen. In England stellte Paul Willis in einer berühmten Untersuchung Anfang der 1970er fest, dass männliche Arbeiterkinder aus Neigung, subkulturellem Integrationsbedürfnis und unter Ausgrenzungserfahrungen spezifische Werte und kulturelle Praktiken entwickeln. Diese sind für sie subjektiv vernünftig, halten sie jedoch in der Arbeiterklasse fest. In Deutschland wird seit Jahrzehnten diskutiert, dass die Wahrscheinlichkeit für Arbeiterkinder, einen höheren Schulabschluss zu bekommen, deutlich niedriger ist als bei Akademiker- oder Unternehmerkindern. Doch war 1965 noch das „katholische Arbeitermädchen vom Land“ die stereotype Bildungsverliererin, so ist dies heute der männliche jugendliche Stadtbewohner ohne Hauptschulabschluss mit türkischem Migrationshintergrund oder Wohnort in Ostdeutschland.

Ein schwerer Blick auf die reale Welt

Ist es wirklich noch interessant, soziale Konflikte als unvermeidlich bevorstehende Explosion von antagonistischen Klasseninteressen zu beschreiben? Ist die Alternative wirklich verlockender, ethnisch-religiöse Differenzen herzunehmen und einen „clash of cultures“ wie Samuel Huntington zu postulieren? Ist es nicht interessanter, zu fragen, wohin sich Klassengesellschaften entwickeln können, oder wo der Kitt herkommt, der den Zerfall von Gesellschaften verhindert? Denn aus den Gewehrläufen kommt er nicht, wie wir im Irak gesehen haben.

Verlockend, doch wie wir aus der Wissenschaftsgeschichte wissen auch mit exorbitanten empirischen Problemen behaftet, ist nach wie vor der auf die französischen

Physiokraten (Francois Quesnay, Jacques Turgot) zurückgehende Versuch, gesellschaftliche und wirtschaftliche Strukturen mit den Einkommensarten der Menschen in Zusammenhang zu bringen – anstatt mit Einkommenshöhen. Empirische Klassenanalysen scheitern jedoch regelmäßig aus methodischen, logischen und wissenschaftstheoretischen Gründen. Plakativ gefragt: In welchem „Klassenverhältnis“ stehen eine chinesische Handymontiererin, ein Arbeiter bei VW Wolfsburg, eine Langzeitarbeitslose, ein Wissenschaftler im Regierungsdienst, der Vorstandsvorsitzende eines Großunternehmens und der Besitzer eines Taxis?

Der alles vereinnahmende Kapitalismus

Die Klassenzugehörigkeit als Besitz oder Nichtbesitz von Produktionsmitteln ist also empirisch wenig ergiebig, weil sie reale gesellschaftliche Dynamiken nicht abbilden kann. Trotzdem sind wir versucht, zu fragen, ob die enorme Durchschlagskraft der Globalisierung nicht auch darauf beruht, dass die Wirtschaft permanent einen Extranutzen aus der Kommerzialisierung vorher nicht marktförmiger Produktions- und Reproduktionsformen zieht. Lassen sich dafür klassentheoretische Kategorien benutzen? Rosa Luxemburg und 70 Jahre später Christel Neusüß haben diese Frage gestellt. Die sozialwissenschaftliche Debatte um die „innere und äußere Landnahme“ des Kapitalismus ist bis heute nicht abgeebbt. Eine empirische Bestätigung auf klassenanalytischer Basis steht jedoch aus. Dafür gibt es viele Gründe, hier nur der vielleicht wichtigste davon: Marx selber hat bereits einen Schleier in sein Werk eingewebt. Den Wert, Schlüsselbegriff zur Marx'schen Mehrwerttheorie, sieht man an der Oberfläche einer Gesellschaft nicht unmittelbar. Wert- und Preisbewegungen sind bestenfalls lose gekoppelt, keinesfalls mit- und durcheinander erklärbar. Dem Nationalökonom und Soziologen Werner Sombart gebührt das Verdienst, bereits 1895 als erster hierauf aufmerksam gemacht zu haben. Verdinglichung und Warenfetisch als Denkformen sorgen – so Marx – für eine Verschleierung des „gemachten“ und asymmetrischen Charakters der gesellschaftlichen Verhältnisse. So erscheinen sie als quasi-natürlicher Zustand des Menschen und

der Gesellschaft. Die Ungleichheit der Klassen löst sich auf in die scheinbare Gleichheit der Besitzer von Kapital, Boden und Arbeit. Hier brach Marx den dritten Band des „Kapitals“ ab, beschloss sein Werk und bald auch sein Leben, bevor in letzter Konsequenz aus den Arbeitern Citoyens, Bürger, werden konnten.

Dieser theoretische Marx weiter Strecken des „Kapitals“, dessen Überlegungen von der Frankfurter Schule aufgegriffen wurden, steht einem normativ-politischen Marx des „Manifestes“ gegenüber. Einem Revolutionär, von den europäischen Regierungen des 19. Jahrhunderts und ihren Polizisten verfolgt, wie die von ihm mitbegründete erste Internationale. Doch lesen wir auch seine versteckte, an verschiedenen Stellen des „Kapitals“ aufscheinende Botschaft: Die Proletarier sprengen eben nicht ihre Ketten, sondern begreifen sich mehr und mehr als Bürger, auch wenn Ungleichheiten und Machtasymmetrien unter der Oberfläche fortbestehen. Nicht zuletzt deshalb, weil einige dieser Proletarier schon vor mehr als 100 Jahren in Hilfsvereinen, Genossenschaften, Parteien und Gewerkschaften den Marsch durch die Institutionen angetreten haben.

Fazit

Was tun wir damit nun? Ist die Klassengesellschaft ein beliebiges analytisches Konzept, wie die Freizeit-, die Spaß- und die Erlebnisgesellschaft? Ein bloßes Synonym für den Schichtbegriff? Mir scheint, die Frage nach der Klassengesellschaft reicht tiefer: Sie reicht bis zur Frage der funktionalen Bezüge zwischen den wirtschaftlichen Großgruppen einer Gesellschaft, bis zur Frage, wer politisch dazugehören darf, soll und wer nicht. Sie berührt das Problem der Erzeugung und Verteilung verschiedener Ressourcen und damit Lebenschancen in Gegenwart und Zukunft. Die Frage, ob wir noch in einer Klassengesellschaft leben, ist damit immer auch die Frage nach der Inklusivität, der Stabilität und der Sinnhaftigkeit des sozialen Fortschritts.

Was kann der Klassenbegriff dabei leisten? Er kann uns auch heute noch lehren, die Frage nach sozialer Ungleichheit, nach Machtasymmetrien mit sozioökonomischen Kontexten zu verbinden, mit der Frage nach der Produktion, Reproduktion und Verteilung gesellschaftlicher Ressourcen.

Er ist, wie auch immer man sich mit ihm auseinandersetzt, eine provokante Einladung zur Kontroverse, zum kritischen Denken, zum Dialog von Soziologie, Ökonomie und Politik, zum Fragen und Forschen in einer sich rasch wandelnden, mitunter krisengeschüttelten Gesellschaft, in der Wirtschaft, soziales Leben, Kultur und Politik aufs Engste verflochten sind und nur aus- und miteinander verstanden und erklärt werden können.

Literatur zum Nach- und Weiterlesen

Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt.

Bernsdorf, Wilhelm; Knospe, Horst (Hrsg.) (1980): Internationales Soziologenlexikon, Stuttgart.

Devine, Fiona u.a. (2004): Rethinking Class. Cultures, Identities and Lifestyles. Palgrave/MacMillan.

Grebing, Helga (1966): Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, München.

Käsler, Dirk (Hrsg.) (2006): Klassiker der Soziologie. 2 Bde., Stuttgart.

Piper, Nikolaus (Hrsg.) (1996): Die großen Ökonomen, Stuttgart.

Starbatty, Joachim (Hrsg.) (1989): Klassiker des ökonomischen Denkens. München.



Der Autor



Dr. Markus Promberger

ist Leiter des Forschungsbereichs „Erwerbslosigkeit und Teilhabe“ am IAB.

markus.promberger@iab.de